

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 6

Artikel: Herzen in Not! [Fortsetzung]
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065393>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herzen in Not!

Roman von Emil Schibli

Illustriert von Rodolphe Bolliger

X.

(Fortsetzung) Franz Spöndlein, unanscheinlich, lungenkrank, hat die junge, schöne Anna Bosshard, die er mit verzehrender Leidenschaft begehrt, zusammen mit ihrer Mutter in sein Haus aufgenommen. Er weiss, dass Anna ihn nicht liebt, glaubt aber, dass sie sich an ihn gewöhnen werde, und dass sie, das arme Mädchen, einmal in dem reichen Sägerei-Hause, nicht mehr in die alte Armut zurückkehren werde. Einen Arbeiter, der über die junge Haushälterin zweideutige Bemerkungen fallen lässt, entlässt er. An seine Stelle kommt Hug, ein junger, selbstbewusster Vorarbeiter aus der Stadt, der im Hause Spöndleins einquartiert wird und sich mit dem Bruder Annas, Alfred Bosshard, eng befreundet.

Bosshard erzählte der Schwester, denn sie war sehr begierig von ihm zu hören, manches von dem Freunde. Sie hörte ihm zu und verbarg die Bewegung ihres Herzens vor dem Bruder.

Sie liebte den fremden Mann.

Wenn ihr Hug begegnete, so sah er ihr voll und offen ins Gesicht, dann schlug sie die Augen nieder vor der Klarheit seines Blickes, ein Beben zitterte durch ihren jungen, warmen Leib, und sie musste, um nicht zu vergessen, was sie nicht tun durfte, sich vor ihm flüchten. Hug fühlte, wie es um sie stand. Aber

er sah ihr stets mit demselben kühlen Gleichmut in die Augen, redete ruhig und ehrerbietig mit ihr, als ob sie wirklich die Meistersfrau wäre und als ob ihre Jugend und Frische und ihr heisses Blut, das ihm entgegenwallte, ihn gar nichts angingen.

Anna hätte ihn gern gehasst, wenn sie ihn nicht hätte lieben müssen.

Sie stellte Rosen in seine Kammer. Er tat, als sähe er nichts. Frau Bosshard hingegen wurde sehr besorgt. Ein Glück, dass Hug so kühl bleibt, dachte sie. Er scheint sich wirklich nicht viel aus ihr zu machen. Ein merkwürdiger Mensch; aber in diesem besondern Falle bin ich ihm sehr dankbar. Ich hätte den Gedanken, fremde Leute ins Haus zu nehmen, nie aussprechen sollen. Es ist zu gefährlich. Hug könnte mir bei Gott meinen ganzen schönen Plan verderben.

Und Spöndlein? Oh, er witterte mit dem Instinkt des bedrohten Männchens, dass Gefahr nahe war. Und er hätte den Vorarbeiter gern wieder weggeschickt. Aber auch er sah, dass Hug Anna gegenüber immer der gleiche, ruhige Bursche blieb. Ausserdem war Hug ein vortrefflicher Arbeiter. Er verstand seinen Beruf aus dem Effeff, man konnte sich auf ihn verlassen. Nein, sagte sich Spöndlein, ich kann diesen Mann nicht wohl entbehren.



„Eines Morgens überraschte er Anna . . .“

Besonders jetzt nicht; denn es würde nächstens doch notwendig werden, dass er, Spöndlein, sich von den Anstrengungen der letzten Zeit ein wenig erholte. Die Bürde wurde ihm zu schwer, und die verdammte Lunge wollte einfach nicht mehr recht parieren.

Eines Morgens, als er unvermutet ins Zimmer eintrat, überraschte Hug Anna dabei, wie sie seine Briefschaften durchstöberte.

«Bitte, Fräulein, lassen Sie das», sagte er. «Ich mische mich auch nicht in Ihre Angelegenheiten.»

Anna errötete, spielte aber die Beleidigte und tat dergleichen, als ob ihr Unrecht geschehen wäre.

«Nun, Sie haben doch eben in meinen Briefen gewühlt!» schnauzte Hug sie an. Er dachte: Jetzt hört die Gemütlichkeit auf.

«Das ist nicht wahr!» rief Anna zornig. «Ich wollte nur ein wenig Ordnung machen. Ueberlegen Sie sich, bitte, zu-

erst ein wenig, was Sie sagen wollen, bevor Sie solche Behauptungen aufstellen!»

Sie verliess das Zimmer, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen.

Hug dachte, sie ist nicht ganz so geraten wie Alfred. Aber ich habe mich darum ja nicht zu bekümmern. In Zukunft wird sie hier nicht mehr blasen, was sie nicht brennt.

An eben diesem Tage, es war wieder ein Samstag, hatte Spöndlein sich einen Plan zurecht gemacht: Er wollte Anna ums Heiraten fragen und sich noch heute mit ihr verloben. Die Ringe konnte man dann am Montag kaufen, das Verschicken der Verlobungsanzeigen war auch nicht das wichtigste. Das wichtigste war, dass Anna Ja sagte.

Grosse Anstalten werden deswegen nicht getroffen, sagte sich Spöndlein. Entweder oder.

Er ging also am Morgen wie gewöhnlich an die Arbeit; nach dem Mittagessen setzte er sich mit der Witwe ins Einvernehmen und ersuchte sie, die Tochter ein wenig auf seinen Antrag vorzubereiten, damit er dann am Abend ohne zu viele Mühe über den Berg hinwegkommen könne. Was sie glaube? Stehe es mit seinen Aussichten gut oder schlecht?

«Ich glaube gut!» sagte Frau Bossard.

Anna hatte der Mutter von der Ueberraschung in Hugs Zimmer erzählt und

weidlich über den Vorarbeiter losgezogen. Ueberhaupt scheine sich dieser Herr wunder was einzubilden, sagte sie. Er platze ja schier vor Stolz! Alfred werde seinen Heiligen wahrscheinlich auch noch kennen lernen.

Der Mutter lachte das Herz im Leibe, als die Tochter so mit Blitz und Hagel über den heimlich Geliebten herfuhr. Sie sang das garstige Liedlein aus Leibeskräften mit, so gut sie konnte. Und sie konnte gut.

Als Spöhdlein dann nach dem Mittagessen mit seiner Hiobspost auffuhr, glaubte sie steif und fest, hier sei Hexerei im Spiel.

Es kommt alles, wie es muss, dachte sie, und es kommt alles, wie ich's wünschte. Schöner nützte nichts!

Am Nachmittag nahm sie die Tochter ins Gebet. Anna sträubte sich noch ein wenig; aber sie liess sich doch sehr bald von der Mutter überzeugen, welche sagte, es sei doch weiss Gott etwas anderes, als Herrin in einem solchen Hause zu walten, denn als Magd. Ohne die Absicht, hier sich festzusetzen, wären sie besser draussen im Häuschen geblieben.

«Mira», sagte Anna. «Ich will ihn nehmen, so hat der Kuhhandel einmal ein Ende.»

Am Abend, als Spöhdlein vorrückte, sagte sie auch zu ihm «Mira». Aber von bräutlicher Ergriffenheit konnte man ihr nichts anmerken. Sie sass da und sah vor sich hin ins Leere.

Spöhdlein holte eine Flasche Wein aus dem Keller herauf und stiess mit den Frauen an.

Bosshard und Hug machten unterdessen ihren philosophischen Spaziergang.

«Bring mir Glück ins Haus», sagte

Spöhdlein wieder zu Anna. Aber diesmal rollten ihr keine Tränen über die Wangen, nein, sie antwortete ein wenig bitter: «Du sagst das immer, als ob man das Glück im Krämerladen kaufen könnte. Ich weiss nicht, ob ich ein solches Glückskind bin, wie du glaubst.»

«Doch», sagte Frau Bosshard. «Du bist immer ein Glückskind gewesen.»

Die wackere Frau war fröhlich und guter Dinge.

Aber die Göttin sass unsichtbar mitten unter ihnen und zeichnete die Linien ihrer Schicksale auf.

«Morgen wollen wir eine grosse Autofahrt machen», sagte Spöhdlein. «Ich will ein Festessen bestellen. Habt ihr besondere Wünsche? — Ich denke, Alfred wird auch mitkommen.»

«Ich habe einmal vom Bad Schinznach gehört», sagte die Witwe. «Es soll dort gute Fische geben. Ist Schinznach weit von hier?»

«Gut», sagte Spöhdlein. «Fahren wir nach Schinznach.»

Er holte eine Karte herbei.

«Schinznach—Brugg—Waldshut—Basel und durch den Jura zurück. Das gibt eine schöne Reise.»

Frau Bosshard freute sich auf das gute Herrenessen. Aber am meisten freute sie sich auf die Fahrt durch Eglach. Oh, inbrünstig hatte sie diesen Tag des Triumphes herbeigesehnt. In den zwei Monaten, seitdem sie bei Spöhdlein waren, hatte sie Sonntag für Sonntag darauf gewartet, dass der Schreinermeister mit ihnen, ihr und der Anna, eine Fahrt unternehmen würde. Er hatte aber nie dergleichen getan, und Anna hatte ihr verboten, ihm etwa mit dem Zaunpfahl zu winken.

Aber Geduld bringt Rosen, dachte Frau

Bosshard, und morgen wird einer der schönsten Tage meines Lebens sein!

Anna dagegen zeigte keinerlei Begeisterung, nein, sie sass teilnahmslos da, und man musste ihr jedes Wort sozusagen abkaufen.

Der Verlobte wurde darüber ärgerlich, begreiflich; aber er machte immerhin gute Miene und sagte nur: «Anna, du machst ein Gesicht wie eine Zwetschge im Essig.»

«Ja,» sagte sie, «ich bin leider nicht in Verlobungsstimmung. Aber was nicht ist, kann werden.»

Als Alfred und Hug von ihrem täglichen Abendspaziergang zurückkamen, wurde ihnen die Neuigkeit aufgetischt. Sie gratulierten. Spöndlein holte noch eine Flasche herauf, Frau Bosshard trug Gebäck auf — sie fühlte sich schon als richtige Schwiegermutter — Alfred setzte sich ans Klavier und spielte einen alten Hochzeitsmarsch: man versuchte auch zu singen; aber Anna gab vor, sie habe Kopfschmerzen und sie wolle schlafen gehen. Aber bitte, man solle nur auch ohne sie lustig sein. Gute Nacht.

Die Zurückgebliebenen sangen — Frau Lina hatte angestimmt — Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht: pflücket die Rose, eh' sie verblüht!

Anna grub, droben in ihrer Kammer, den Kopf ins Kissen und weinte.

Am nächsten Morgen um neun Uhr kurbelte Spöndlein den Motor des Fiatwagens an. Auf den Polstern sassen Anna und die Mutter, neben dem Führersitz Alfred.

Frau Bosshard machte ein Gesicht — ein grossartiges Gesicht machte sie! Sie lehnte sich, das Gefühl der Weichheit und Bequemlichkeit des Sitzes geniessend, mit Wollust zurück und sah immer wieder

nach rechts und links und hinter sich, ob denn eigentlich niemand da sei, sie anzustaunen. Sie war noch nie Auto gefahren.

Ah, man fuhr mitten durch die Kirchgänger. Bravo, Schwiegersohn, das hast du gut gemacht! Ja, da gingen sie, die Neiderinnen, die Waschweiber, mit dem Gesangbuch in der Hand und mussten zu ihr aufblicken, mussten die Köpfe nach ihr umdrehen, und ihr schien, der Teufel hole diese Weiber fast, trotzdem sie in die Kirche gingen.

Rache ist Sirup, dachte Frau Bosshard, und wer nicht nachgibt, gewinnt! Und sie hatte nicht nachgegeben, und sie würde nie nachgeben! Sie war ein Kind des Volkes, sie war zäh.

Da gingen sie hin, die Wundernasen, im Staube der Landstrasse, klein und ärmlich und ganz gewöhnlich. Sie aber sass wie eine Königin im Wagen und presste die Lippen zusammen, um auszusehen wie eine Herrenfrau.

«Diesen Tag gäbe ich um kein Geld,» sagte sie zu Anna. «Hast du gesehen, was die Bohnenblust, die Meier, die Röthlisberger für Gesichter machten? Was glaubst du, wieviel die von der Predigt hören?»

Auch Anna war heute munter. Hatte sie einen Strich unter eine gewisse Rechnung gemacht? Sei dem, wie ihm wolle, sie sah mit ihren schönen blauen Augen keck in die sonnige Welt und empfand den kühlen Luftzug, der sie umwehte, wie ein Bad. Heute war sie aufgelegt zu küssen. Heute sollte Spöndlein Küsse bekommen! Warum nicht? Er war auch kein Hund!

XI.

Lehrer Kammermann, seiner Lebenskraft vertrauend, hoffte schon, die Krük-

ken, an welchen er gehen musste, bald wieder in die Ecke stellen zu können.

Aber eines Tages holte ihn der Tod.

Man begrub den Verbliebenen mit allen Ehren, welche die Bewohner eines Dorfes erweisen können. Hinter den Leidtragenden gingen die Oberschüler, hinter den Schülern die Mitglieder der Musikgesellschaft. Was spielte sie? Den Trauermarsch von Chopin? Jawohl, den Trauermarsch von Chopin.

Der Männerchor folgte mit umflorter Fahne, hierauf folgten über zweihundert Männer und Frauen der Gemeinde; beinahe sämtliche hatten ihre letzte Schulweisheit vom seligen Lehrer Kammermann empfangen. Nun schlief er den Todesschlaf im Sarge und konnte ausruhen von seinen Mühen.

Spöndlein ist in die Kur gegangen, um seine Lungen zu reparieren. Anna arbeitet an ihrer Aussteuer, und die Ida Böziger hat sich mit einem Bauernsohn aus Weidlibach verlobt.

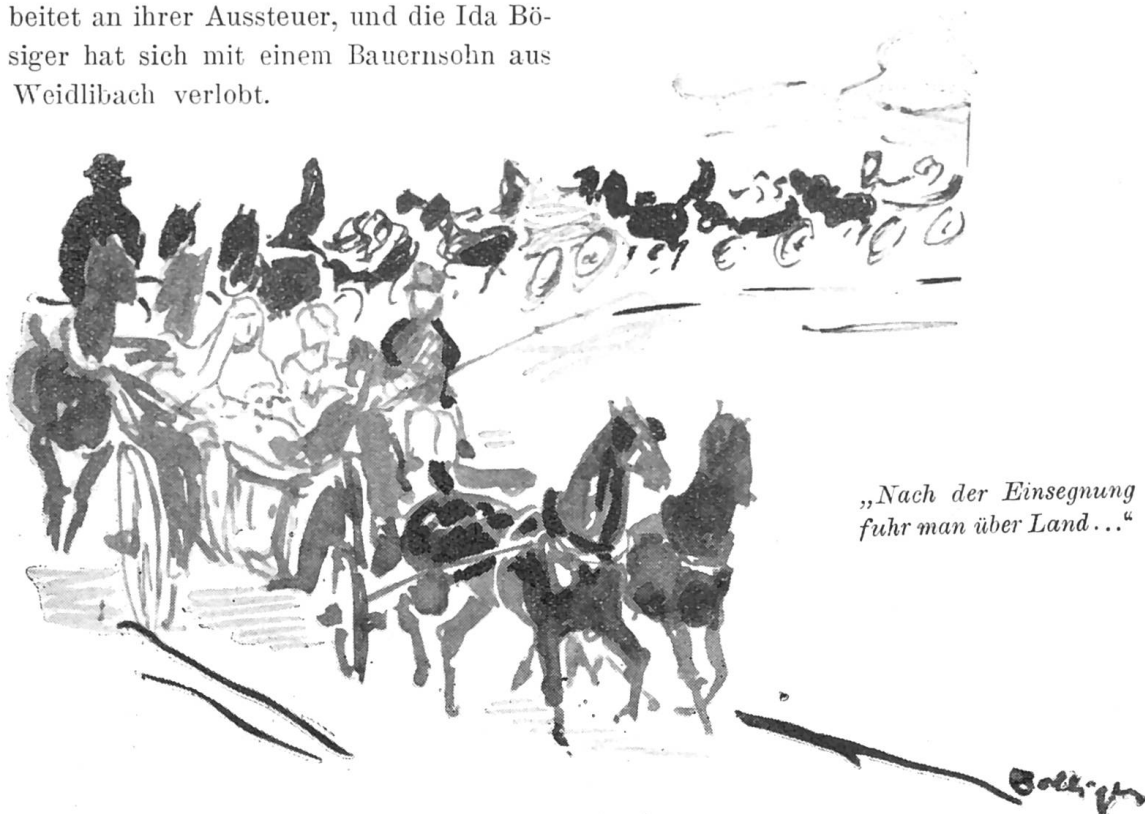
Nachdem Kammermann begraben war, kamen als Abgesandte der Partei die vier sozialdemokratischen Vertreter der Schulkommission zu Bosshard und äuserten feierlich ihren Wunsch, er möchte sich nun endgültig als Lehrer für Eglach anmelden. Soviel man etwa merken könne, seien auch die Bürgerlichen mit seinem Schulehalten zufrieden, von den Schülern nicht zu reden. Denn die Schüler sagten: « Wir sind noch zu keinem Lehrer so gern in die Schule gegangen wie zu Bosshard. »

Bosshard sagte: « Soll ich mich wirklich anmelden? »

« Selbstverständlich », sagte Genosse und Schulkommissär Schroff.

« Nun denn, so will ich mich also anmelden », sagte Bosshard.

« Aber ich will euch jetzt schon sagen, dass ich mich niemandem verkaufe. Also auch euch nicht. »



„Nach der Einsegnung
fuhr man über Land...“

«Dummes Zeug!» sagte Genosse Schroff. Die Delegation machte sich zum Gehen bereit.

«Also, dann ist die Sache in Ordnung», sagte Genosse Weber.

«Ja», sagte Bosshard. «Aber wartet noch ein wenig. Wir wollen eine Flasche Wein miteinander trinken.»

Er ging hinaus und kam nach einer Weile mit zwei Flaschen zurück.

Frau Bosshard brachte Gläser.

Die Männer gaben ihr die Hand, sie sagte ein paar freundliche Worte: Schönes Wetter jetzt — viel Arbeit — und ging wieder davon.

Bosshard füllte die Gläser.

«Zur Gesundheit!»

«Zur Gesundheit!... Ah, ein guter Tropfen», sagte Genosse Schroff. «Du wirst jetzt, denk' ich, bald Teilhaber an Spöhdleins Keller», sagte er und lachte.

Bosshard lachte auch. «Nein, ich nicht. Ihr verwechselt mich mit der Anna.»

So plauderte man eine Weile. Dann verabschiedete sich die Delegation.

Als Bosshard allein war, zündete er eine Pfeife an, setzte sich mit einem Buch in einen Klappstuhl, begann zu lesen, sah aber oft vom Buch auf, in den Sommertag, in die grüne Landschaft hinaus.

Seine Mutter trat ins Zimmer.

«Was wollten sie?» fragte sie den Sohn.

«Sie möchten gern, dass ich als Lehrer hier bleibe», sagte Alfred.

«Und? Wie hast du geantwortet?»

«Es gab nicht viel zu antworten», sagte der Sohn. «Ich habe keinen Grund, von hier fortzugehen. Aber es kommt ja dabei nicht in erster Linie auf mich an, sondern darauf, ob ich von der Gemeinde

gewählt werde oder nicht. Das wird sich dann zeigen.»

Frau Bosshard hatte einen Stuhl herangezogen und sich dem Sohne gegenüber gesetzt.

«Ich wollte schon lange gern einmal mit dir reden», sagte sie. «Meine Meinung ist die, dass es besser wäre, wenn du dich ein wenig mehr auch mit andern Leuten abgeben würdest, nicht nur immer mit den Arbeitern. Das schadet dir. Ueberhaupt, mir gefällt es durchaus nicht, dass du Sozi bist. Du gehörst jetzt doch, wie man so sagt, zu den bessern Ständen. Von den andern Lehrern ist auch keiner bei den Sozialisten, und der Doktor und der Pfarrer sind auch keine Sozialisten, ebensowenig wie der Geometer Stettler und der Stationsvorstand Moser. Alle diese Männer bilden einen Kreis für sich. Du gehörst doch jetzt auch zu den Studierten und solltest das auch ein wenig zeigen, dünkt mich. Schliesslich dürftest du auch auf deinen künftigen Schwager ein wenig mehr Rücksicht nehmen.»

«Aha», sagte der Sohn munter. «Du möchtest gern ein bisschen mit mir Staat machen, gelt! Aber dazu langt es noch nicht, Mutter.»

«Eben, darüber wollte ich auch noch mit dir reden», sagte sie eifrig. «Könntest du jetzt nicht weiter studieren und noch etwas anderes werden als nur Primarlehrer? Doch wenigstens Sekundarlehrer solltest du sein. Franz würde dir das nötige Geld gewiss vorstrecken.»

«Nein», sagte Alfred. «Daraus gibt es nichts. Mir ist es durchaus wohl genug als Primarlehrer. Uebrigens will ich nun zuerst einmal die Schulden abbezahlen, die wir von meiner Seminarzeit her noch

auf dem Buckel haben. Das hast du ja scheint's ganz vergessen . . . Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen ? Ich möchte gern noch ein wenig arbeiten.»

Frau Bosshard liess einen kleinen Seufzer aus ihrer Kummergrube steigen und ging. Dass es immer so viele Mühe kostete, ihre Kinder zu überzeugen, wie gut sie es mit ihnen meine ! Der Sohn sah ihr nach. Sie hatte sich in den letzten Monaten ordentlich herausgemacht. Die bürgerliche Luft und Kost des Spöhdleinschen Hauses tat ihre Wirkung.

Spöhdlein schrieb aus den Ferien, es gehe ihm gut. Die Alpenluft und der prächtige Nachsommer würden ihn, so hoffe er, nun bald gründlich kuriert haben. Er sei auch bereits fünf Pfund schwerer geworden, wenn es so weiter gehe, könne er, ohne blaguiieren zu wollen, als ein durchaus gediegener Hochzeiter in einigen Wochen wieder heimkehren. Ja, was das anbelange, so sei es sein Wunsch und Wille, diesmal den Silvester als Ehemann zu feiern. Anna möchte also zusehen, dass sie bis dahin, deutlicher gesagt bis im November, mit allem ins reine komme. Viel Neues brauche sie übrigens ja nicht, es seien von der Mutter selig her noch Kisten und Kasten voll. Nicht vergessen möchte er, zu bemerken, dass er ihren, Annas Besuch vor seiner Heimkehr noch einmal erwarte. Einen Kuss zum Schluss und viele Grüsse, auch an die Mutter und an Alfred.

Hug erhielt von Spöhdlein besondere Briefe, Geschäftsbriefe. Uebrigens war der Vorarbeiter schon zu zweien Malen — auf Kosten des Geschäftes, versteht sich — zu Spöhdlein hingereist und hatte mit ihm konferiert. Ja, der Vorarbeiter verstand seine Sache, und ihm fehlte kei-

neswegs die Grütze, ihm fehlten nur die Moneten zu einem eigenen Unternehmen.

Spöhdlein dachte im stillen daran, ihn vielleicht einmal als Teilhaber oder Prokuristen zu engagieren, damit ihm diese tüchtige Kraft erhalten bleibe.

Der neue Posten brachte es mit sich, dass Hug mehr als früher mit Anna zusammenkam. Er musste ihr über manches, was in die Bücher hineingehörte, Auskunft geben, er hatte Rechnungen zu visieren und dergleichen Dinge mehr.

Und so kam es, dass der Hass in Annas Busen nicht stand hielt. Eine Zeitlang konnte sie sich des Einflusses, welcher von Hug auf sie überging, erwehren; aber schon nach wenigen Malen des Beisammenseins spürte sie mehr und mehr, wenn der Vorarbeiter neben ihr stand oder sass, wie ein geheimnisvoller Strom ihr Wesen ergriff, und wie sie alle Kraft zusammennehmen musste, um Hug nicht heftig zu umarmen und zu küssen.

Sie redete sich ja immer noch ein, ihn zu hassen; aber sie liebte ihn. Oft lag sie nachts wach und heiss in ihrer Kammer und dachte an ihn, an Hug dachte sie, und hätte ihm die Türe aufgetan, sollte er Einlass begehren, und hätte ihn gern sich an ihre Seite betten lassen.

Aber Hug kam nicht.

Ach, Anna wurde manche Nacht von solchen Wünschen gepeinigt. Manchmal weinte sie vor Sehnsucht nach ihm, und wenn sie dann ein wenig zur Besinnung kam, so redete sie sich ein, dass es ja verrückt sei, solche Wünsche zu haben. Und überhaupt, sagte sie sich, ist es gar nicht wahr, dass ich ihn liebe, nein, ich hasse ihn und will nichts mit ihm zu tun haben, und wenn Spöhdlein wieder da ist, muss Hug fort. Ja, das ist das Beste, dann be-

komme ich Ruhe vor ihm. Ich begreife mich selber nicht, ich glaube jetzt dann bald, Hug hat mich verhext. Möglich wäre es. Er ist ein merkwürdiger Mensch, ganz anders als die übrigen Arbeiter, stolz und grossartig. Es ist etwas Geheimnisvolles an ihm. Man weiss nie recht, ist er ein halber Herrgott oder ein halber Teufel. Aber indem sie solche konfuse Dinge dachte, wurde der Wunsch, Hug näher zu kommen, nur um so stärker in ihr.

Ihre Eitelkeit kam diesem Wunsche zu Hilfe. War sie nicht ein hübsches Mädchen? Wusste sie nicht, dass alle andern Männer ihr begehrlieh nachschauten? Könnte sie nicht mit jedem spielen wie die Katze mit der Maus, wenn sie wollte? O, fast vergiblet waren die meisten nach ihr und hatten sie flehentlich um einen Kuss gebeten. Alle, nur Hug nicht. Er schaute sie ruhig an mit seinen dunklen Augen, er blieb immer der gleiche -- sie mochte stolz oder weich oder entgegenkommend sein.

Dieses Benehmen brachte sie jedesmal einfach aus der Fassung. Sie tobte innerlich vor Wut, sie hätte mit dem Fusse stampfen oder ihm eine Ohrfeige geben mögen. Und vielleicht hätte sie es auch getan; aber -- sie war ja mit Franz Spöhdlein verlobt. Daran war eigentlich auch dieser Hug schuld. Ihm zum Trotze hatte sie es getan, um sich für die Beleidigung an jenem Morgen zu rächen. Wie hätte sie sich sonst rächen sollen? Ja, Hug war die wahre Ursache dieser Verlobung; den Ueberredungskünsten der Mutter hätte sie standgehalten.

Aber nun ging alles seinen Weg -- in zwei oder drei Monaten war sie Spöhdleins Weib. Was konnte sie denn anderes tun? Nein, sie liebte Spöhdlein nicht,

sie liebte Hug -- ja, ihn, ihn liebte sie zum Verrücktwerden! -- Aber konnte sie sich denn dem Geliebten an den Hals werfen und sagen: Da! Nimm mich!

Wenn er schüchtern gewesen wäre, wenn er vor Zaghaftheit sich nicht getraute ein Wort zu sagen, eine Gebärde der Hinneigung zu verraten, dann hätte sie es vielleicht tun können. Aber Hug war nicht schüchtern, nein, er beherrschte sie ganz und gar, er war Meister über jeden Blutstropfen in ihr, er konnte, wenn er wollte, mit ihr machen, was ihm gefiel. Sie würde sich ihm hingeben, sie würde mit ihm durchbrennen, sie würde mit ihm betteln gehen, sie würde ohne Zaudern, jetzt, sofort, die Verlobung mit Spöhdlein lösen.

Aber Hug beehrte sie nicht. Hug war der erste Mann, welchen ihre Anmut, welchen der Duft ihrer jungfräulichen Blüte nicht verwirrte. Was war Hug für ein Mann? War er kalt? Ein Frauenhasser? Hatte er einen Schatz -- das wollte sie letzthin aus seinen Briefen herauszubekommen suchen -- oder was zum Kukuck war mit ihm los? Was konnte ihm an ihr missfallen? Sie war doch Alfreds Schwester, und Alfred war Hugs bester Freund. Nein, sie konnte nicht klug werden aus diesem Menschen. Sie grübelte und grübelte.

XII.

Novembernebel strichen durchs Tal, lagen oft vom Morgen bis zum Abend feucht und grau über Eglach und drückten auf die Stimmung der Menschen. Bosshard -- er war nun inzwischen wirklich gewählt worden -- fühlte sich besonders eingengt. Er beehrte nach Freiheit und Weite, nach Uebersicht, nach dem Kreis, wie Hug sagte.

Er ertrug deshalb die Nebelzeit nur schwer. Er war an solchen Tagen entweder mürrisch oder melancholisch, ohne Grund, wenn man das neblige Wetter nicht als Grund wollte gelten lassen. Er machte sich Vorwürfe seiner Launen wegen, hiess sich einen lächerlichen, überempfindsamen Gesellen; aber dadurch wurde die Tatsache, dass ihn trübes, unsichtiges Wetter quälte, um nichts geändert.

Uebrigens beeinflusste ihn nicht nur das Wetter, sondern auch die Landschaft. Dies war eine der Erwägungen gewesen, weshalb er sich hatte bestimmen lassen, in Eglach zu bleiben. Eglach liegt am Südhang des Waldberges und hat vor sich die schöne, lichte Weite des Mittellandes, und wenn man nur ein wenig aufwärts steigt, so bietet sich dem Beschauer eine prachtvolle Aussicht dar. Die Glocke des Firmaments wölbt sich hier in einer Grossartigkeit und Weite über die Landschaft, wie man es in der Schweiz selten sieht, wenn man nicht zuerst auf einen hohen Berg klettert.

War es nun vielleicht nicht allein das trübe Wetter, die Enge und Benommenheit des Schauenkönnens, des Fühlkönnens, was den jungen Mann missvergnügt machte? Hatte er Sorgen? Bereitete ihm etwas Kummer?

Nicht dass man wüsste.

In acht Tagen wollte Spöndlein mit Anna Hochzeit feiern. Doch gewiss kein Ereignis, welches ihn hätte betrüben können.

Immerhin sah Anna nicht eben hochzeitlich gestimmt in die Welt; das gab auch dem Bruder, mochte er wollen oder nicht, ein wenig zu denken. Er nahm sich allerdings immer wieder vor, sich nicht in diese Geschichte einzumischen. Er war der Meinung, dass man erwachsene Men-

schen ihr Schicksal nach Möglichkeit sollte selber bestimmen lassen. Und in diesem besondern Falle, fühlte er, war er ohnehin nicht der geeignete Mann, um Ratschläge erteilen zu können. Anna war fünfundzwanzig, er dreiundzwanzig; Anna war in der Fremde gewesen und hatte sich seit Jahren ihr Brot selber verdient, er nicht. Also gehörte sie sich selbst. Er hatte ihr in ihre Angelegenheiten nicht dreinzureden, in keiner Weise. Und wenn sie gern eine Meinung von ihm hören wollte, so wusste sie ja, dass er mit ihr im selben Hause wohnte.

Aber sie hatte ihn — was ihren Verlobten anbetraf — noch nie um seine Meinung gefragt. Wenn sie ihn etwas fragte, so betraf es seinen Freund Hug.

Bosshard fühlte nun zwar genau, dass da irgend etwas nicht in Ordnung war. Er konnte sich auch denken, welche Rolle die Mutter spielte; aber es blieb dabei: Die Schwester gehörte sich selber. Mithin soll sie auch ihre Entscheidungen selber treffen, dachte Bosshard. Ich wünsche von ganzem Herzen, dass es ihr auch in Zukunft gut, oder doch nicht allzuschlimm ergehen möge. Freilich: Ich traue diesem Spiele, dem ich zusehe, nicht recht. Ich glaube, es wird falsch gespielt.

Frau Bosshard hingegen war so heiter und guter Dinge, als ob die schönste Frühlingssonne schiene, obgleich es November war. Wohl sah auch sie — und sie am besten — dass Anna mit Widerwillen an die Heirat dachte. Aber das schadet nicht, das wird sich ändern, war ihre Ueberzeugung. Die Hauptsache ist, dass das Mädchen eine sorgenfreie Zukunft bekommt; die Hauptsache ist die gute Partie!

Wenn sie an die gute Partie dachte, vergass sie alles andere, und ihr Herz hüpfte vor Glück. Nein, das hätte sie sich in ihren armen Tagen nicht träumen lassen, dass eines von ihren Kindern einmal eine Herrenfrau würde!

Spöndlein war ja kein Millionär. Aber hatte er nicht das grösste Schreiner- und Sägereigeschäft weit und breit? Und war er nicht Eigentümer des schönsten Wohnhauses in Eglach und Besitzer eines vierplätzigen, feinen Autos? Wer hatte zum Beispiel sonst noch ein Auto in Eglach? Drei oder vier Fabrikanten und Doktor Zuberbühler. Sonst niemand.

Ach, es war gar nicht erst notwendig, lange Vergleiche anzustellen, jedermann wusste genau, dass Spöndlein zu den wohlhabenden Leuten im Dorfe gehörte. Man wusste, dass Frau Spöndlein selig eine reiche Bauerntochter gewesen war und das elterliche Erbe mit einem einzigen Bruder geteilt hatte. Nein, Frau Bosshard hätte nie gedacht, dass es ihr beschieden sei, ein solches Glück zu erleben. In acht Tagen — denn sie musste bei der Heirat sozusagen mitübernommen werden, das war abgemacht — gehörte auch Frau Bosshard zu den Leuten, vor welchen man den Hut zieht und vor welchen man Bücklinge macht, das heisst zu den Leuten, welche Geld haben.

Ja, Geld regiert die Welt! dachte Frau Bosshard. Mit Geld kann man alles machen, für Geld kann man alles haben; wer genug Geld hätte, könnte die Welt kaufen. Wer dagegen kein Geld hat, ist zeitlebens ein armer Tropf, gehört zu den Verschupften und Verachteten, muss das Maul halten und froh sein, wenn ihm der Hunger den Magen nicht täglich plagt.

Uebrigens wollte Frau Bosshard auch

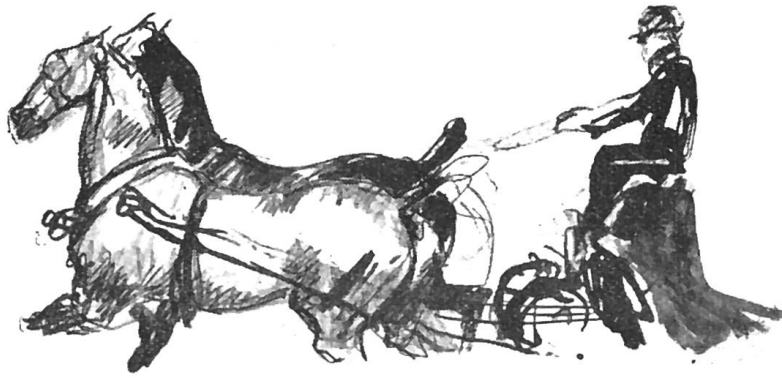
dafür sorgen, dass Spöndlein die Hochzeit nicht zu knauserig werden liess. Herr Jesus, wie mager war ihre eigene Hochzeit vor fünfundzwanzig Jahren gewesen, und wie bitter hatte sie damals ihre Armeligkeit empfunden! Jetzt wollte sie das damals Ersehnte wirklich erleben. Sie würde Spöndlein keine Ruhe lassen, bevor er zu ihren Wünschen nicht Ja und Amen gesagt hatte. Unter sechs Kutschen sollte es nicht abgehen. Und dann wäre sie sehr dafür, dass man zur Feier des Tages der Eglacher Schuljugend — also mehr als dreihundert Schülern — eine Wurst und einen Wecken überreichen liesse. War das nicht eine prächtige Gelegenheit, es dahin zu bringen, dass sich Bösigers grün und blau ärgern mussten? Man würde den ganzen Wurstauftrag natürlich Häberlin übergeben, Bösigers Konkurrenten. Ja, in diesen Wurststreich musste Spöndlein unbedingt beißen! Wenn es nicht anders gehen wollte, so musste Anna ihr helfen, ihn zu überreden, ihr tat er alles zu Gefallen.

Und dem Roseli musste man schreiben, dass es rechtzeitig heimkam von Neuenburg. Ach du liebe Zeit! Arbeit gab es auf das Fest hin, dass man kaum mehr wusste, wo man den Verstand hatte.

Am Morgen des siebzehnten November wurden die Eglacher in aller Frühe durch Böllerschüsse aus dem Schlafe geweckt. Berumm — bumm . . . Berumm — bumm . . . Berumm — bumm.

Was Teufels ist denn los? Eine Hochzeit?

Aha, der Spöndlein Franz und die Anna Bosshard werden heute zusammengegeben. Da man ohnehin nächstens aus den Federn musste, benützte man die paar Minuten, welche einem zwischen warmer



„Es war eine grossartige Hochzeit . . .“

Decke und kalten Hosenbeinen noch blieben, in manchem Ehebett dazu, wieder einmal seine Meinung über dieses Paar abzugeben. Und wie es denn so geht: Die Feinde lästerten und die Freunde wünschten Glück und Segen. Jawohl, auch Glück und Segen wurde den Brautleuten gewünscht. Durchaus falsch wäre es, zu glauben, dass Anna nur Feinde im Dorfe hatte. Was konnte man ihr schliesslich im Ernste vorwerfen? Nichts! Die Dummheit, der Neid, die Lüge und andere schöne Tugenden krochen wie giftiges Gewürm um die Ehre der Braut und suchten sie zu besudeln. Aber nicht alle Eglacher machten dieses Kriechen im Dreck mit. Nein, es gab hier noch genug aufrechte Leute, welche den Meister Spöndlein nicht bedauerten, sondern der Meinung waren, er habe in dem tüchtigen, schönen und gesunden Mädchen keinen üblen Fang getan.

Berumm — bumm . . . Berumm — bumm . . . Berumm — bumm. Auch Anna hörte die Schüsse, fuhr erschrocken auf, sah verwirrt um sich, sah nach der Türe, als ob im nächsten Augenblick ein Krieger ins Zimmer stürzen und ihr ein Leides antun könnte. Nein, es waren ja Freudenschüsse zu ihren und Spöndleins Ehren. Der Hochzeitssalut.

Seltsam, seltsam.

In Gottes Namen denn, dachte die Hochzeiterin.

Während sie, noch im Bette sitzend und vor sich hinstaunend nichts weiter sann, klopfte an ihre Kammertüre schon die Mutter. « Anna? . . . Bist du wach? »

Anna stieg aus dem Bette, ging an die Türe, schob den Riegel zurück. Wahrhaftig, da stand die Mutter fix und fertig im schwarzen Seidenkleid. Es war nur billige Seide — Alfred hatte ihr Geld für ein neues Kleid gegeben — aber es war Seide. Schon um vier Uhr hatte sie in ihrem Kämmerchen vor dem Spiegel gesessen, neben sich eine kleine, brennende Spirituslampe und die Brennschere. Nun sah sie sehr stattlich aus in ihrem schwarzen Festkleide, ihren roten Pausbacken und den hellen, gewellten Haaren.

Oh, die Tochter hatte ihre Schönheit nicht umsonst; sie war Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute.

Als Anna es ablehnte, sich beim Ankleiden helfen zu lassen — sie wolle das Hochzeitskleid erst später anziehen, sagte sie — entfernte sich die Mutter aus dem Zimmer, ging in die Wohnstube hinunter, dann in die Küche und sah zum Rechten.

Bosshard hörte die Schüsse auch.

Du beginnst deine Ehe mit viel Lärm, Schwesterlein, dachte er, und legte sich noch ein wenig aufs andere Ohr.

Spöndlein hörte die Schüsse auch und fand, das gehöre sich so.

Hug hörte die Schüsse auch. Er dachte — man weiss nicht was.

Um zehn Uhr klangen die Hochzeitsglocken und fuhren die sechs Kutschen durchs Dorf.

Im ersten Wagen sassen das Brautpaar und Hug als Brautführer, Roseli als Brautführerin. Hug als Brautführer? Ja, Spöndlein hatte sich für die gute Geschäftsführung des Vorarbeiters erkenntlich zeigen wollen. Hug hatte die Ehrung angenommen. Warum sollte er nicht?

Im zweiten Wagen fuhren Frau Bosshard, ihr Sohn, eine Tante und ein Onkel des Bräutigams.

Im dritten, vierten, fünften und sechsten Wagen fuhren Onkel und Tanten, Vettern und Basen, Freunde und Freundinnen des Traupaares.

Es war eine grossartige Hochzeit.

In der Kirche hatte man einheizen lassen. Efeu, Tannenreiser, rote und weisse Papierrosen schmückten den Raum. Der Pfarrer hielt eine sehr schöne Rede. Hier auf sangen die Schüler und Schülerinnen von Herrn Ganz ein Hochzeitslied. Es war erhebend. Die Braut weinte. Selbst Spöndlein, der kein zu weiches Herz hatte, spürte in seinen vom Sägestaub ausgetrockneten Nasenlöchern ein wenig gerührte Feuchtigkeit.

Frau Bosshard musste ihrem Schluchzen nach Kräften Einhalt gebieten, weil sie sich zu eng geschnürt hatte. Bosshard philosophierte, wie immer. Ganz im stillen diesmal, versteht sich. Hug hatte

Freude an seiner achtzehnjährigen, morgenfrischen Partnerin.

Nach der Einsegnung fuhr man über Land. Der Himmel hing voll Wolken, ein harscher Wind wehte. Später hörte der Wind zu wehen auf. Es begann zu schneien. Spöndlein hustelte, obgleich man im geschlossenen Wagen sass und in Decken eingehüllt war. Im übrigen verlief die Hochzeit in keiner Weise anders, als irgend eine gewöhnliche Hochzeit.

Erwähnt werden soll hier nur noch, dass die Würste und Wecken wirklich eine ausserordentliche Wirkung erzielten. Man kann es nicht wohl anders sagen: Frau Bosshards Wurst und Weckeneinfall war ein erstaunlicher, wahrhaft glänzender Einfall.

Bösigers beschlossen in knirschender Wut, die Eglacher Jugend am Hochzeitstage Idas nicht nur mit Wurst und Wecken zu erfreuen, vielmehr jedem Kind obendrein noch einen neuen halben Franken auszuhändigen.

Da Bösiger, als Metzgermeister, die Würste selbst machen und also zum Nettopreise abgeben konnte, betrug — im Vergleiche mit Spöndlein — die faktische Mehrausgabe an barer Münze auf jedes Kind nur fünfunddreissig, statt fünfzig Rappen. Eine Entdeckung, welche den guten, erbosten Leuten etlichen Aerger durch wohlthuende Schadenfreude aufwog. *(Fortsetzung folgt.)*